

Nekr
F
126



ZUM GEDENKEN AN

Harry Fries

Beno und die
Stiftung Hanny Fries und Beno Blumenstein
beehren sich, Ihnen diese
kleine Gedenkschrift als Danksagung
zu überreichen, in der Hoffnung,
die Präsenz einer unvergleichlichen Zürcherin
und Dame von Welt
möge weiter lebendig bleiben.

Zum Gedenken an Hanny Fries

Netr F 126

Zum Gedenken an Hanny Fries

Reden, gehalten anlässlich der
Trauerfeier vom 16. Dezember 2009
im Fraumünster Zürich

mit einem Anhang



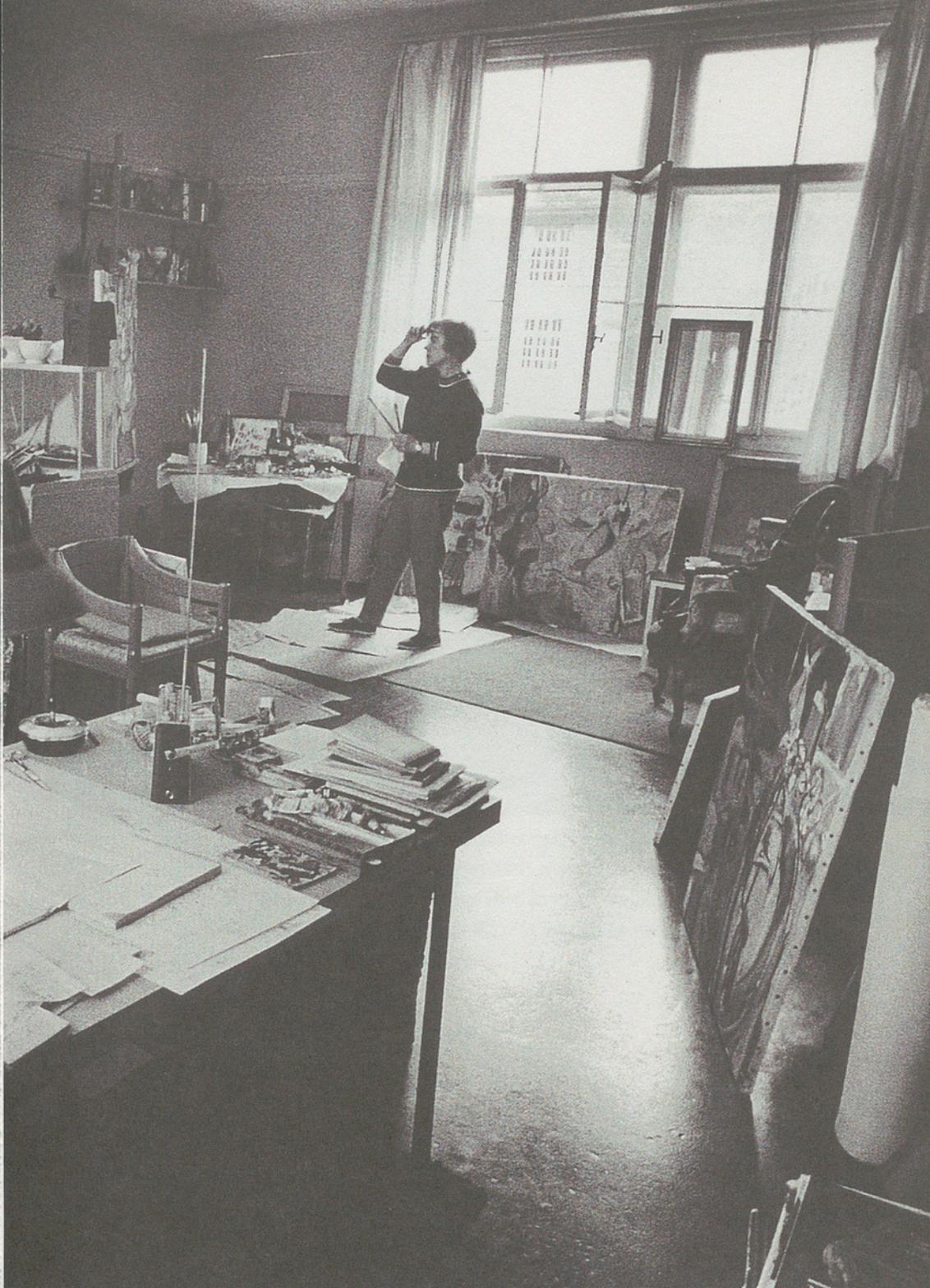
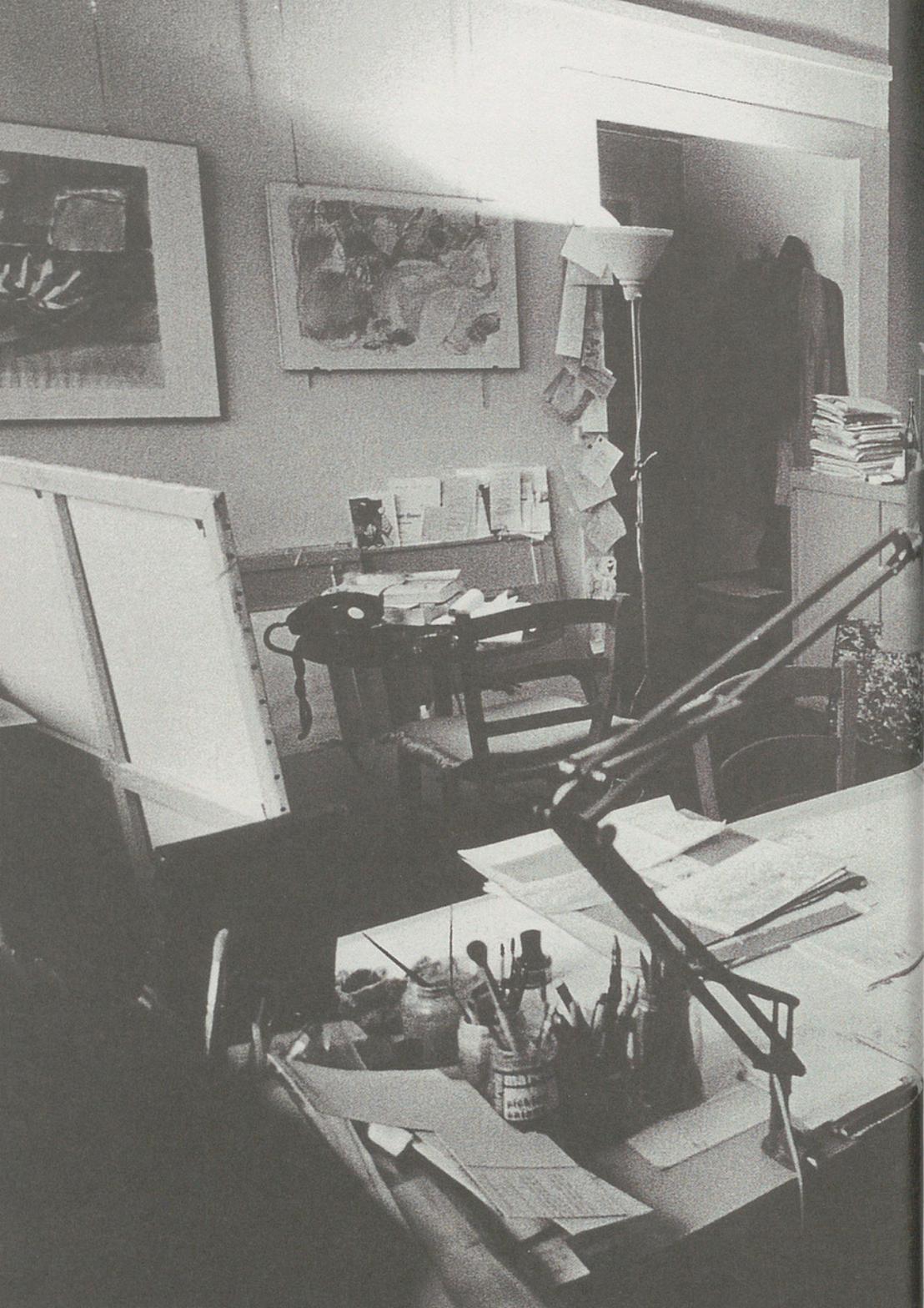
Herausgeberin:
Stiftung Hanny Fries und
Beno Blumenstein
www.hanny-fries.ch
stiftung@hanny-fries.ch
Koordination
Guido Magnaguagno
Lektorat
Martin Germann, Zürich
Gestaltung
Peter Schuppisser,
Gockhausen
Tschirren&Grimm, Zürich
Druck
Linkgroup, Zürich, 2010

ISBN 978-3-033-02380-2
Stiftung Hanny Fries und
Beno Blumenstein
ISBN 978-3-033-02381-9
Sonderauflage Bindella

Bildnachweis:
Thomas Burla
Seite 8
Archiv Werner Morlang
Seiten 12, 52
Hans Witschi
Seiten 14, 24, 48
Walter Lüubli
Seiten 28, 59, 61
Rob Gnant
Seite 34
Gaechter+Clahsen, Zürich
Seite 38
Lutz Hartmann, SIK ISEA
Reproduktionen
Seiten 31, 54 (2), 55 (2),
56, 57, 58, 62, 63
Die Fotos auf den Seiten
6/7, 10, 16, 20, 42, 55, 60
stammen aus dem
Archiv von Hanny Fries
und konnten nicht
zugeordnet werden

Zitierte Bücher:
Susanna Schwager
«Das volle Leben, Frauen
über achtzig erzählen».
Wörterseh Verlag,
Gockhausen 2007
Auszug Seiten 9–23
Ludmila Vachtova
«Eigentum ohne Besitz»
Hanny Fries, Malerin.
NZZ Verlag, Zürich 1999
Auszug Seiten 5–7
Werner Morlang
«Die verlässlichste
meiner Freuden»
Nagel & Kimche
Zürich 2003

9	Einleitung
11	Ulrich Knellwolf
17	Susanna Schwager
21	Guido Magnaguagno
25	Werner Morlang
29	Rudi Bindella
35	Josef Estermann
39	Predigt von Ulrich Knellwolf
49	Ludmila Vachtova
52	Brief von Hanny Fries
54	Bilder





Doppelseite 6/7:
Hanny Fries in
ihrem Atelier am Spielweg 7
in Zürich Wipkingen,
um 1970

Hanny Fries,
2008.
Bis zuletzt war sie in
ihrem Atelier aktiv

EINLEITUNG

Natürlich war die Anteilnahme gross an der Trauerfeier für Hanny Fries am kalten 16. Dezember 2009 im Fraumünster zu Zürich.

Am 27. November 1918, zum Kriegsende, in Zürich geboren, ist sie am 7. Dezember 2009, also im Alter von stattlichen 91 Jahren, in Zürich verstorben. Ihre Geburts- und Todesstadt, ihr Lebens- und Schaffensort ist durch ihre Abwesenheit deutlich ärmer. Während rund sechzig Jahren hat sie ihrer Heimatstadt menschliche und künstlerische Glanzlichter aufgesetzt, hat sie neben regelmässigen Abstechern nach Paris und Genf, nach Castiglione della Pescaia und in die Dordogne das Volk der Zürcherinnen und Zürcher erfreut und erwärmt. Sie wurde bewundert, ja geliebt. Es waren sechzig Jahre Friede und Freundschaft. Nicht verwunderlich also, dass die Journalistin Esther Scheidegger nach der Trauerfeier den Wunsch äusserte, wenn jemand unsterblich hätte sein dürfen, dann sie.

Gemeinhin gehen Trauergemeinden davon aus, dass Mensch und Werk in uns, den Verbliebenen, weiterleben. Für einmal dürfen wir getrost sein. Natürlich hat Hanny Fries aber auch vorgesorgt und mit ihrem treuen Lebensbegleiter Beno Blumenstein vor kurzem eine Stiftung ins Leben gerufen, die sich nicht nur der Nachlässe einer Malerdynastie und somit Tausender von Skizzenblättern annimmt, sondern insbesondere der «gemeinnützigen Unterstützung von Künstlerinnen und Künstlern und kulturellen Unternehmungen aller Art. Unter anderem sollen solche Künstlerinnen und Künstler unterstützt werden, die Hervorragendes geschaffen haben, deren Bedeutung aber in der Öffentlichkeit noch nicht entsprechend anerkannt wurde.» Was für ein feines Vermächtnis! «Unternehmungen aller Art» – ganz Hanny.

Hüte

ten, gr.
Cylinder-
rs- und
54799

ig aller
en :-;

acher
al 88

Die glückliche Ge-
burt eines ge-
sunden Mädchens

Hanneli

melden hochehrent
die Eltern 7716

Käthy u. Willy Fries.

Zürich,
den 27. Nov. 1918.

Gehr lebenswert

ist die famole Ausstellung
ber tüchtigen Arbeiten des
Aquarellisten Kägi in der
„Meise“. — 84 Nummern
zeugen von der Kunst
des waderen schweizeri-
schen Meisters. 7614

**Ein sehr befriedigter
Besucher.**

77203 Berl. am 27. Nov.
nachm. von Waldstr. bis
Bahnhofstr. 1 Schw. Leder-
tasche mit Vorhem. mit Zu-
halt u. 6 Schlüssel. Gegen
gute Belohnung abzugeben
im Fundbureau od. Aemts-
lerstrasse 83, 1. Stof.



Inserat im «Tagblatt der Stadt Zürich» vom 29. November 1918. Käthy und Willy Fries sind hochehrent über die glückliche Geburt von Hanneli

Hanny Fries, um 1939 in Genf. Mit zwanzig beginnt sie hier ihr Studium an der École des Beaux-Arts

Vier Redner werden an Hanny Fries erinnern. Vorher wird Frau Schwager Hanny Fries sozusagen selbst das Wort geben. Ich beschränke mich auf einige wichtige Stationen der Lebensgeschichte.

Sie war wie ein Motto, die Anzeige im «Tagblatt der Stadt Zürich»: «Die glückliche Geburt eines gesunden Mädchens Hanneli melden hocheufreut die Eltern Käthy und Willy Fries. Zürich, den 27. November 1918.» Es sollte ein glückliches, reiches Leben werden.

Willy Fries war Maler und führte eine private Kunstschule; Käthy oder Kätterli, Tochter des Malers und Kunstpolitikers Sigismund Righini, hatte literarische Interessen und schrieb feuilletonistische Texte. Hanneli war ihr einziges Kind.

Seit sie denken könne, sei um sie herum von Kunst die Rede gewesen, sagte Hanny Fries später oft. Schon als kleines Mädchen habe man sie, wenn Gäste gekommen seien, in ein Körbchen unter den Tisch gesetzt, und da habe sie alles mithören dürfen.

Sie beginnt früh zu zeichnen und zu malen, wird darin von den Eltern gefördert. Nach der Primarschule besucht sie die Höhere Töchterschule, dann die Kunstgewerbeschule.

Mit zwanzig geht sie nach Genf, um an der École des Beaux-Arts, vor allem bei Bovy und Blanchet, zu studieren. Bald schon zeichnet sie für Zeitungen aus Zürich und der Romandie, übernimmt auch andere Illustrationsaufträge. 1940, kurz bevor die Ausbildung beendet ist, lernt sie Ludwig Hohl kennen, den Schriftsteller, eigenwilligen Denker, Unabhängigkeitsfanatiker. 1943 beziehen sie eine gemeinsame Wohnung –



«Kurz bevor die Ausbildung
beendet ist, lernt sie Ludwig
Hohl kennen, den Schrift-
steller, eigenwilligen Denker,
Unabhängigkeitsfanatiker.»

Hanny Fries zusammen
mit Ludwig Hohl in Genf,
1943

nicht zur Freude der Zürcher Eltern. Drei Jahre später heiraten sie. Was wie verstärkte Bindung aussieht, wird für Hanny Fries der erste Schritt zur Lösung von Ludwig Hohl. Ende 1947 ist sie geschieden und kehrt bald darauf nach Zürich zurück. Die Beziehung zu Hohl aber bleibt freundschaftlich vertraut.

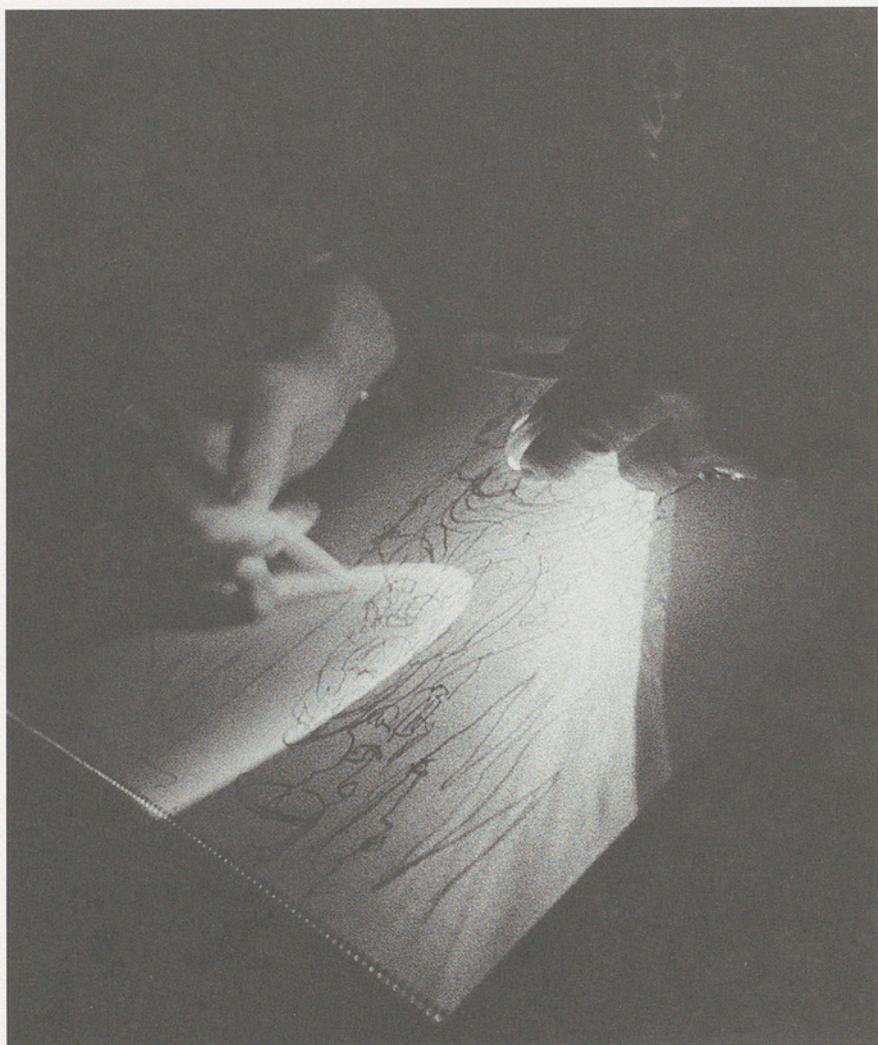
Durch den Freund Hans Aeschbacher, den Bildhauer, lernt sie 1949 Beno Blumenstein kennen. Es entsteht eine enge, tragfähige Partnerschaft und Lebensgemeinschaft; in vorgerücktem Alter werden die beiden noch heiraten.

Vorläufig mieten sie von Karl Walsers Witwe am Stampfenbach dessen Atelier. Hanny Fries hat sich später sehr um die alte Hedwig Walser gekümmert. Da ich das auch ein wenig tat, lernten wir uns näher kennen, und es war nach Hedwig Walsers Abdankung, dass Hanny Fries zu mir sagte: «Gäll, das machen Sie dann einmal für mich auch.»

Auf den Stampfenbach werden Hegibach, Wolfbach, Klosbach – und nicht zu vergessen: der Spielweg – folgen. Alljährlich fährt das Paar nach Paris – Hanny Fries ist ausgesprochen frankophil –, auch nach Südfrankreich. Später ist es dann Castiglione in der Toscana.

Gegen Ende der sechziger Jahre wird Hanny Fries in die Ausstellungenkommission des Zürcher Kunsthauses gewählt. 1974 erhält sie eine Ehrengabe des Kantons Zürich. Seit 1978 gehört sie für zehn Jahre der Eidgenössischen Kunstkommission an. Sie erhält öffentliche Aufträge, etwa für die Eingangshallen von Hochhäusern in Zürich Affoltern oder die Cafeteria im Botanischen Garten. In zahlreichen Einzelausstellungen zeigt sie ihre Werke. 1981 wird sie mit dem Zürcher Kunstpreis geehrt, gleichzeitig gibt's eine Ausstellung im Kunsthaus.

Beachtet wird Hanny Fries in all diesen Jahren vor allem als Theaterzeichnerin. Legendär, wie sie in Proben, etwa zu den Uraufführungen



«Legendär, wie sie in Proben,
etwa zu den Uraufführungen
von Dürrenmatts Stücken,
sitzt, Taschenlampe
angeknipst, und zeichnet.»

Theaterprobe
im Schauspielhaus Zürich,
um 1970

von Dürrenmatts Stücken, sitzt, Taschenlampe angeknipst, und zeichnet. Wie sie denn überhaupt eine besessene Zeichnerin ist; ohne Block und Bleistift kann sie nicht sein. Erst relativ spät, vermittelt vor allem durch die Ausstellung 1985 im Kunstsalon Wolfsberg, nimmt die Öffentlichkeit zur Kenntnis, dass Hanny Fries auch eine formidable Malerin ist. Dieses malerische Werk beansprucht mit den Jahren mehr und mehr Raum. Die grosse Retrospektive zum achtzigsten Geburtstag im Kunsthaus, die Monografie von Ludmila Vachtova und der Film von Peter K. Wehrli dokumentieren es.

Sie bleibt, an der Seite Benos, viv und allseitig interessiert bis ins hohe Alter, weiterhin ihr grosses Talent zur Freundschaft pflegend. Die Reisen werden weniger. Hin und wieder ist eine Klage zu hören, sie komme nicht zu dem, was sie eigentlich tun möchte. Die nebensächlichen Dinge beginnen, Zeit zu brauchen. Aber immer noch ist sie die, welche mit geistreichem Wort überspielt, worüber andere klagen. Kontakte zu den verschiedensten Menschen sind nach wie vor ein Lebenselixier für sie. Man merkt's an der Vernissage der Ausstellung ihrer Dürrenmatt-Zeichnungen 2007 im Stadthaus. Und das Fest zu ihrem neunzigsten Geburtstag genießt sie in vollen Zügen.

Sie behält ihre Koketterie. Noch vor vierzehn Tagen meinte sie lachend am Telefon, wir dürften sie erst besuchen, wenn sie wieder präsentabel sei; vorläufig habe sie von einem Sturz noch ein Loch im Kopf; sonst aber gehe es ihr gut. Beno Blumenstein jedoch fand, als sie es nicht hörte, es gehe ihr eigentlich gar nicht gut.

Der üble Sturz kam erst noch. Sie wollte frühmorgens in die Küche, stolperte, fiel hin und erlitt böse Brüche. Die mussten operiert werden, was sie erstaunlich gut überstand. Doch dann waren die Kräfte aufgebraucht. Im Spital Hirslanden ist Hanny Fries am 7. Dezember gestorben.

Ulrich Knellwolf
ist Theologe, Pfarrer,
und Schriftsteller
in Zollikon



«Flanieren ist gut, schauen,
riechen, hören, schauen.
Sich unter die Leute mischen,
ohne viel zu wollen.»

Hanny Fries
unterwegs beim Zeichnen,
Florenz, um 1990

Hanny:

Man muss mit Coraggio anfangen, mit Mut. Einfach anfangen, das ist das Wichtigste. Nicht zuerst wissen wollen, wo es hinführt, sondern anfangen und dann einfach weitermachen. Wie im Leben ist das, da weiss man auch nie, was das wird. Eine Frage des Mischens. Man muss gar nicht weit laufen, alles ist gut genug, um damit anzufangen, jede hunds-kommune Ecke und jedes Papier. Ich habe gern Papier, das nicht extra für Kunst gemacht ist, sondern für Würste zum Beispiel. Metzgerpapier ist etwas Wunderbares, am liebsten ist mir das italienische. Ich liebe Märkte, auf den Märkten schaue ich und sammle Einwickelpapier. «Könnte ich noch von dem Papier haben, das dort hinter Ihnen hängt?» – «Ma perché?» – «Sono pitto-re», dann bekomme ich ganze Stapel Wurstpergament mit diesen Löchern, wo es aufgehängt war. Die Italiener mögen Maler. Dieses Papier ist grausam, man kann es eigentlich nicht beschreiben, nur mit dicken Federn oder Stiften. Leider ist es jetzt verboten. Zu wenig hygienisch; das Blut und das Fett lief den Hausfrauen doch ständig in die Einkaufstaschen.

Es ist auch gut, mit Spazieren anzufangen. Flanieren ist gut, schauen, riechen, hören, schauen. Sich unter die Leute mischen, ohne viel zu wollen. Ich habe nie Auto fahren gelernt, ich war immer zu Fuss unterwegs oder mit dem Tram. Ich liebe Bahnhöfe, Wartsäle. Flanieren ist das beste Fitnesstraining, da vergehen die Bobos von alleine. Aber nicht Powerwalken mit diesen Stöcken, die man von weitem klappern hört. Herumspazieren und sich die Welt anschauen, ohne Lärm, ganz gewöhnlich. Bei mir ist natürlich ein Notizblock dabei. Eine Zeichnung ist viel besser als eine Fotografie. Wenn ich eine Skizze mache, bleibt es mir, das

Lesung aus dem Buch
«Das volle Leben,
Frauen über achtzig erzählen»,
aus den Seiten 9–23

ist dann gespeichert in meinem Computer hier oben. Wenn man an etwas gelitten hat, prägt es sich ein.

Ich habe ein sehr gutes Gedächtnis. Drum bin ich jetzt ein wenig angestrengt, weil ich ständig gefragt werde nach Sachen, die die Jungen nicht mehr wissen. Wie ein Archiv komme ich mir vor. Die Jungen wissen viel Neues, aber sehr vieles wissen sie eben nicht. Ich habe ein paar Jährchen gelebt und Leute kennen gelernt. Da kommt etwas zusammen, wahnsinnig. Ich beobachte, wie die Löcher in der Erinnerung der Gesellschaft immer grösser werden. Komischerweise schien es lange Zeit niemanden zu stören, dass hinten so viel fehlt. Jetzt kommt das langsam wieder.

Ein gutes Gedächtnis kommt nicht von nichts. Das kommt bei mir vom Zeichnen. Auch Schreiben geht, aber das Malen und Zeichnen mit der Hand speichert sich am besten ab hier oben. Über das Auge und über das Gefühl gehen die Bilder hinein und bleiben. Ich muss immer einen Block neben dem Bett haben, damit ich zeichnen oder aufschreiben kann, was mir durch den Kopf geht. In der Dunkelheit kommt viel, was sich am Tag nicht hervortraut.

Ein Computer käme mir nicht ins Haus, das sind Prothesen. Ich hasse das alles, diese sklavische Abhängigkeit von Hilfsapparaten. Nur schon dieses Wort: Internet. Mir ist fast alles suspekt, was nett ist. Und ein Handy brauche ich auch nicht, bei der Hanny ist alles handy. Tutti quanti handy bei mir, alles von Hand. (...)

Vor kurzem gab es eine Ausstellung im Centre Dürrenmatt in Neuchâtel. Die nannte ich «Der Besuch der alten Malerin». Das ist doch gut, alt gefällt mir. Eine Bekannte meckerte sofort, alt könne man doch nicht sagen, das klinge schrecklich. Ich habe kein Problem mit diesem Wort. Ich sehe darin eher einen Rang als eine Beleidigung. (...)

Ich muss sagen, ich hatte die alten Leute immer schaurig gern. Das tönt zwar, als wäre ich selber noch jung, aber es ist so. Ich bin in meinem Leben vielen Alten nachgelaufen, um sie zu zeichnen. Altes ist meistens interessanter als Junges, es ist mehr Leben drin. Und etwas ist ganz fabelhaft. Jetzt, wo ich selber alt bin, ist Altsein irgendwie schick. Suddenly you're old and in.

Ich möchte aber gern noch ein paar Jährchen leben. Vor allem, um Zeit zu verlieren. Das ist mir wichtig im Leben, Zeit verlieren. Weil ich nämlich, indem ich Umwege machte, meistens zu einem guten Ziel kam. Da finde ich zum Beispiel eine Stelle in der Stadt, die ich noch nie betrachtet habe. Auf dem direkten Weg hätte ich sie nie gefunden. Immer, wenn ich einen Umweg machte oder machen musste, ist am Schluss etwas Gutes herausgekommen. Darum muss ich Zeit verlieren, wie andere Fitnesstraining machen. Verlieren tönt negativ, wie das Wort alt. Aber es ist gewinnen. Also möglichst viel Zeit verlieren.

Und dann weitermachen, weitermachen bis zum Ende.

Und wieder anfangen.

Susanna Schwager
ist Autorin in Zürich,
Herausgeberin
von «Das volle Leben»



«Sie betrachtete genussvoll und genau, neugierig und vorurteilsfrei das menschliche Treiben, vorzugsweise

an den Schauplätzen der Gewöhnlichkeit und des Banalen oder in den Randzonen vermeintlicher Hässlichkeit.»

Hanny Fries, um 1980, im geliebten, «alten» Restaurant Olivenbaum in Zürich

Carpe diem.

Heute Morgen, ein Viertel vor acht Uhr. Ein Pariser Bahnhofscafé. «Braserie Flo», Gare de l'Est. Paris s'éveille. Die Raucher bei drei Grad minus traubenweise draussen, vor der violett illuminierten Fassade. Die algerische Bedienung meldet: «J'arrive tout de suite» und fragt dann: «Double café? Combien de croissants?» Elf Einzelgänger sitzen an elf Tischchen, dazu ein Pärchen. Sanftes französisches Gemurmel, Geschirrgeklapper. Die Welt von Hanny Fries. Oft erlebt, oft gemalt. Über den Perrons ein Riesengemälde, so gross wie Courbets «Begräbnis von Ornans», oder sein «Atelier des Künstlers», gemalt vom Schweizer Alfred Herter. Reisende, in zartem Graublau, Abschiedsszenen. Paris-Pays d'Est. Paris-Zürich.

Liebe Trauergemeinde,
die in diesem Fall ganz Zürich ist,
die Gemeinde Zürich Stadt.

Liebe Freunde.

Lieber Beno, der Du es am weitaus schwersten hast, jetzt.
Wart Ihr doch ein ganz wunderbares Liebespaar.

Die fabelhafte Hanny Fries. Sie wurde in eine Künstlerfamilie geboren – und hat nie darunter gelitten, auch nicht unter dem übermächtigen Sigismund Righini. Im Gegenteil. Kunst war ihr eine Selbstverständlichkeit, eine Normalität. Und so hat sie ein einzigartiges Künstlerinnen-Leben gelebt. Hinter aller Bei- und Weltläufigkeit, hinter aller Galanterie, Gelassenheit und Grandezza, hinter ihrer gepflegten Frisur und ihren

tollen Brillen und verbindlichen Gesten, ihrer Ironie und Leichtigkeit versteckte sich ein Augenpaar, das nicht nur ausserordentlich gut beobachtete, sondern tiefgründig schien.

Wenn es um ihre eigene Kunst ging, um die Zeichnungen oder ihre Malerei, kam manchmal ein überraschender Ernst zum Vorschein. Die glänzende Gesellschaftsdame wollte als Künstlerin gewogen sein – fast stand ihr dabei ihre andere Rolle im Weg.

Ihr bevorzugter Standort war das Café, der Wartsaal oder eine Sitzbank, ein Strandhäuschen oder eine Traminsel, und immer war sie auch mit Bleistift, Skizzenblock und ihrem Beobachtungsgenie ausgerüstet. Sie betrachtete genussvoll und genau, neugierig und vorurteilsfrei das menschliche Treiben, vorzugsweise an den Schauplätzen der Gewöhnlichkeit und des Banalen oder in den Randzonen vermeintlicher Hässlichkeit. So entstand ihr malerisches Werk, am Genfer Lehrer Alexandre Blanchet geschult und durch viele Pariser Aufenthalte verfeinert, ein zeitgenössisches Genrebild der «Comédie humaine», der Figuration verpflichtet, in fröhlicher, bunter Vitalität und wissender Melancholie. Das flüchtige Leben im Augenblick erhascht.

Ihr favorisierter Beobachtungsposten waren indessen die unzähligen Theaterproben im Schauspielhaus Zürich, Reihe 8. Tausende Theaterzeichnungen vervollkommneten ihre Gabe, Charaktere und Charakterköpfe zu studieren und blitzartig, gleichsam blind, aufs Papier zu bannen. Als eigentliche Bildregisseurin gestaltete sie filigrane lineare Szenen, Humoresken und Liebestollheiten, Tragödien samt Bühnentoten. Hier kamen ihr eine stupende Belesenheit zu Hilfe wie eine adäquate Sprachgewandtheit, und überhaupt: Sie war eine durch und durch literarische und literarisierende Künstlerin, eine Erzählerin und in weitestem und bestem Sinn: eine «insgesamte» Illustratorin.

So kamen ihre Zeichnung am besten in Tageszeitungen zur Geltung wie ihre Bilder in Wirtshäusern. Wie im Restaurant In Gassen ihres verehrten Hauptsammlers Rudi Bindella, ihrem Museum. Eines der besten Exilbilder des Realisten Gustave Courbet ist ein Wirtshauschild für ein Gasthaus in La Tour-de-Peilz, seinem Zufluchtsort. Die Kunst der Realistin Hanny Fries gehört unter jene Leute, die sie so sehr verehrte.

Das Andere, gleichsam Private, hielt sie in ihrem Atelier versteckt. Insbesondere die mit Insistenz immer wieder beschworenen «monochromen» Bilder der Spätzeit. Seit der Ausstellung im Kunsthaus Zürich hatte sie sozusagen nichts mehr gezeigt, also über zehn Jahre. Auch den Freunden des Hauses blieb der rückwärtige Atelieranbau an der Klosbachstrasse 150 fortan weitgehend verschlossen. Wenn immer ich nach ihren jüngsten Arbeiten fragte, blieb sie hartnäckig zugeknöpft, wohl wissend, dass ich wie andere vermutete, vor lauter Hohl-Nachlass und Alterssorgen hätte sie die Staffelei komplett verwaisen lassen.

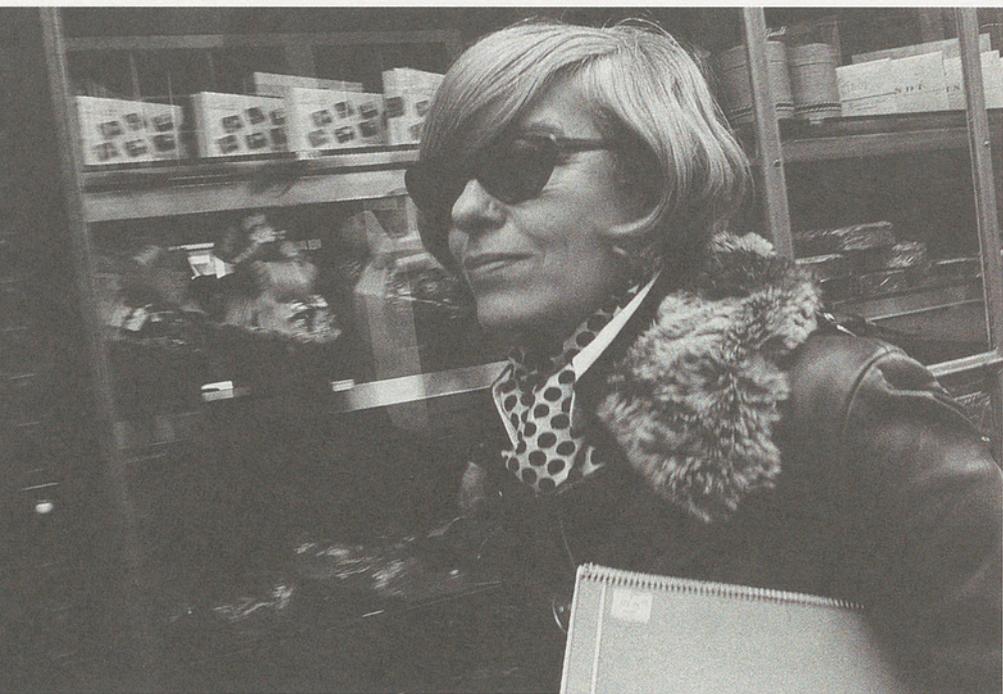
Aber oha! Bei meinem vorvorletzten Besuch stand ein kleines, blaugrau-monochromes Bild wie absichtslos an einen Fauteuil im Wohnzimmer gelehnt. Eine Perle. Wir warten also auf das malerische Vermächtnis, ausgestellt vielleicht im Wartsaal des verlassenen Französischen Bahnhofs in Basel, einem ihrer Lieblingsorte.

Danke, Hanny. Du warst immer für mehrere Überraschungen gleichzeitig gut. Und Deine Souplesse – einfach sagenhaft.

Und Du, lieber Beno. Wenn es stimmt, was sie uns versprochen haben, dann wirst Du Dein Hanneli wiederfinden – im Kunsthimmel.

Leichtes Schneegestöber über der Franche-Comté.
Blasse Wintersonne im Elsass.

Guido Magnaguagno war
Konservator und Vizedirektor am
Kunsthaus Zürich 1980–2001,
dann Direktor des Museum Tinguely
Basel bis 2009



«Unversehens tauchte sie auf,
man wechselte ein paar
launige Sätze, und schon ging
sie wieder ihren jeweiligen
Obliegenheiten nach.»

Mit dem Zeichenblock durch
Zürich, um 1970

Während Jahrzehnten gehörte sie zu den «verlässlichsten Freuden» des Zürcher Stadtbildes. Jederzeit war die Möglichkeit zu gewärtigen, ihr auf den Strassen, Plätzen, Traminseln, im «Olivenbaum» oder in der «Kronenhalle» zu begegnen. Unversehens tauchte sie auf, man wechselte ein paar launige Sätze, und schon ging sie wieder ihren jeweiligen Obliegenheiten nach. Denn Hanny Fries war vor allem dies: unentwegt und allenthalben präsent. Ihre Abwesenheit hielt nie lange an. Befand sie sich ausser Landes, trafen alsbald Postkarten mit drolligen Sujets oder irgendwelche wunderlichen Papiere ein, die sie irgendwo aufgestöbert hatte und die in ihrer markanten Handschrift ihre ferne Gegenwart bezeugten. Erst recht sorgten in Zürich Post und Telefon dafür, dass man nie ausser ihrer Hör- und Reichweite geriet. Schickte man ihr einen Zeitungsartikel, rapportierte sie binnen weniger Tage dessen Lektüre und erzählte etwa von der Freude, die ihr eine originelle Formulierung bereitet hatte.

Ich habe immer wieder darüber gestaunt, wie aufmerksam sie das in den Tageszeitungen verhandelte literarische Geschehen verfolgte und sich nicht nur an die bewährten Grössen hielt, sondern gerade auch für die Novizen und Aussenseiter des Büchermarktes interessierte. Ihre Neugier war schier unersättlich, und wenn sie dann begeistert lossprudelte, musste ich oft an die kaum ihren Mädchenjahren entwachsene junge Frau denken, die 1938 als Studentin an der École des Beaux-Arts das Terrain von Genf erobert hatte. Lebhaft und anschaulich, als wär's gestern gewesen, konnte sie erzählen, wie sie einst in der Pension des Bastions den wachsamem Augen der Schlummermutter entwichen war, um nachts die Vergnügungsstätten, Künstler- und Literatencafés zu frequentieren. Die

Genfer Tramlinie Nummer 12, welche die Begebenheiten ihres Alltags durchzogen hatte, schilderte sie wie eine kostbare Perlenkette, und schon damals hatte sie lieber Hausierer, Scherenschleifer, Strassenmusikanten und Fuhrwerke auf ihren Zeichnungsblock gebannt als irgendwelche aufgeplusterten Erscheinungen. Wie sonst hätte sie mit dem Sonderling Ludwig Hohl zusammenleben können, wäre sie nicht für jederlei kuriose, aber selten gewürdigte Realien empfänglich gewesen.

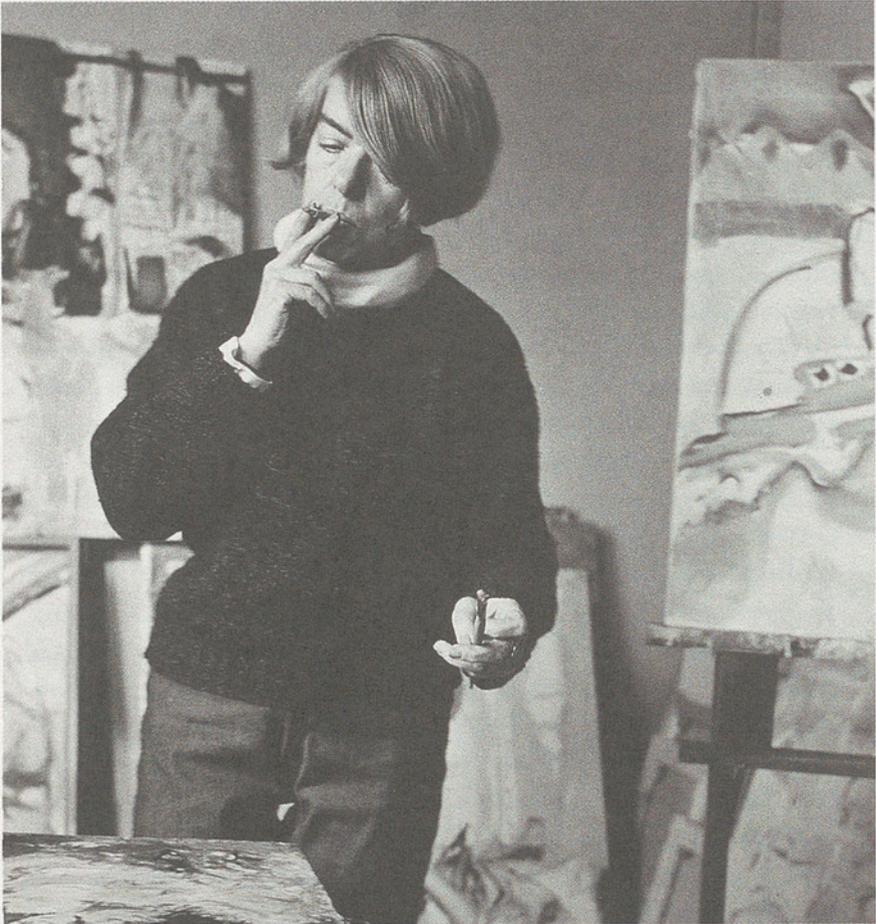
Hanny Fries wurde oft und mit vollem Recht eine «femme de lettres» genannt. Diese Kennzeichnung trifft in mehrfachem Sinne zu. Schliesslich hat sie fortwährend Lettern, Buchstaben, eigenhändig und mit sichtbarem Gusto zu Papier gebracht. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie je zu einer Schreibmaschine gegriffen hätte. Wahrscheinlich war sie eine verhinderte Schriftstellerin, schon von ihrem mütterlichen Erbteil her, denn wenn sie vom Vater Willy Fries und von ihrem Grossvater Sigismund Righini früh mit der Malerei vertraut gemacht wurde, hat sie die feuilletonistischen Prosastücke ihrer Mutter Katharina, die bei Orell Füssli in einem Sammelbändchen herauskamen, stets in Ehren gehalten. Sie selber hat gelegentlich kleine essayistische Betrachtungen geschrieben und in Zeitungen publiziert. Als sie einmal verhindert war, mit mir gemeinsam eine Lesung aus unserem Gesprächsbuch «Die verlässlichste meiner Freuden» zu bestreiten, hat sie eigens für diesen Anlass in Burgdorf einen Text verfasst, in dem sie ebenso bündig wie anmutig zu Protokoll gab, was ihr in Sachen Hohl am Herzen lag. Natürlich hat sich ihre Affinität zur Literatur auch in ihrer Belesenheit ausgedrückt. In der Wahl ihrer Lektüre bewies sie einen höchst eigenwilligen Geschmack, der sich nicht um intellektuelle Moden und schon gar nicht um den Mainstream kümmerte. Auf den Reiseschriftsteller Nicolas Bouvier, den sie während ihrer Tätigkeit in einer eidgenössischen Kommission als Kollegen kennen

lernte, war sie bedingungslos eingeschworen, lange bevor er zu einem Kultautor avancierte. Dass sie literarisch tätigen Frauen jeglicher Spezies, von Rahel Varnhagen bis Brigitte Kronauer, sehr verbunden war, versteht sich bei der heimlichen Literatin von selber. Aber auch gegenüber so unterschiedlichen Autoren wie Georges Perec und Louis-Sébastien Mercier, der 1781 in seinem «Tableau de Paris» das gesellschaftliche Souterrain der Weltstadt porträtiert hatte, bekundete sie eine stete Zuneigung. Insbesondere bedauerte sie, dass sie den gelehrten Bohémien Charles-Albert Cingria öfter in ihrer Genfer Zeit gesehen, aber nie angesprochen hatte.

Ich habe die vielfältige Präsenz von Hanny Fries erwähnt und dabei nicht zuletzt an ihre Geistesgegenwart gedacht. Vielleicht fand ihr literarisches Flair den schönsten Ausdruck in ihrem kalauernden Sprachwitz: sei es, dass sie eine eigene Bemerkung mit einer schalkhaften Verbalgirlande schmückte, sei es, dass sie eine Äusserung ihres Gesprächspartners wortspielerisch ergänzte oder replizierte. Ihre Schlagfertigkeit war einfach – um ein Lieblingswort von ihr zu verwenden – «fabelhaft». Ich erinnere mich an eine gemeinsame Zugfahrt von Bern nach Zürich, als sie mich bei einer unbedachten sprachlichen Wendung ertappte: Ein Umstand, der wesentlich zur fröhlichen, von Zigarettenrauch umwölkten Stimmung unserer Reise beitrug. So besass sie ein unfehlbares Mittel, ein zuverlässiges Therapeutikum, dem je nachdem trüben, trügen Alltag poetisch auf die Sprünge zu helfen. Unvergesslich sind mir diverse Abendessen zu viert in den Zürcher Restaurants, da Hanny – aufs Förderlichste sekundiert von ihrem Lebensgefährten Beno – die einstige Kulturszene anekdotisch aufbereitete.

Nun ist uns Hanny Fries leibhaftig abhandengekommen, aber ihre vitale Persönlichkeit und das reiche künstlerische Werk, das sie hinterlässt, werden weit über ihren Tod hinaus präsent bleiben.

Werner Morlang ist
Germanist, Literaturkritiker
und Buchautor in Zürich,
Kenner des Werks von
Ludwig Hohl



«Nicht der Bus war von
Bedeutung /
sondern seine orange Farbe/
Nicht die cornetti /
sondern der antike Ständer /

Nicht die Strassenkurve /
sondern der
Fussgängerstreifen/...»

Hanny Fries
im Atelier am Spielweg,
um 1965

RUDI BINDELLA

Hanny Fries

Ein paar Worte.
Zu ihrem stillen Heimgang.

Hanny Fries machte es uns sehr leicht.
Sie spontan in unsere Herzen zu schliessen.
Für immer.
War sie doch so grosszügig.
Vor allem im Geben.
Wie wir das noch selten erlebten.
In allen Belangen.

Sie sprudelte vor Lebensfreude.
Und Zu-Frieden-Heit.
Zeigte sich sehr tolerant.
Und nachsichtig.
Ohne zu ur-teilen.
Menschen-freundlich.
Sie suchte in Allem das Positive.
Das Auf-Bauende.
Wohltuend bescheiden.
Sympathisch zurückhaltend.
Doch aufgeschlossen.
Und scharfsinnig.

Geist-reich.

Visionär.

Der Zukunft immer voraus.

Doch.

Konnten wir das überhaupt be-urteilen?

Dieser Grosszügigkeit begegnen wir auch in Hannys Malerei.

Die sie interessierenden Themen handelt sie auf der Leinwand ab.

Mit einer fast flüchtig anmutenden Lässigkeit.

Um die wir sie nur beneiden können.

Bei näherem Hinsehen fallen sie auf.

Die wesentlichen Details.

Die das Ganze ausmachen.

Und wir vermutlich übersehen hätten.

Nicht der Bus war von Bedeutung.

Sondern seine orange Farbe.

Nicht die cornetti.

Sondern der antike Ständer.

Nicht die Strassenkurve.

Sondern der Fussgängerstreifen.

Nicht das Wäldlein.

Sondern die roten Bänke darin.

Nicht der Wartsaal schlechthin.

Sondern seine stille Leere.

Nicht die Brioches.

Sondern der verlockende Duft ihrer Anmut.



Hanny Fries hatte ein grosses, gütiges, warmes und weiches Herz.
An der Retrospektive sahen wir ein kleines Porträt von ihr.
Das Vater Willy Fries gemalt hatte.
«Nein! Das kannst Du nicht kaufen.
Das gebe ich nicht her.»
Nach der Ausstellung fand ich ein Paket auf meinem Pult.
Mit dem Bild darin.
Ein Geschenk.
Von Hanny.
Hanny lebt darin berührbar weiter.
In unserer nächsten Nähe.
Mit dem Ausdruck eines quicklebendigen Mädchens.
Sich in jüngsten Jahren schon der Malerei hingebend.

Porträt von Hanny Fries,
gemalt von ihrem Vater
Willy Fries, um 1924.
Öl auf Karton

Ihr Atelier mutete an.
Wie die Sakristei einer Kirche.
Sie tat sich schwer.
Es zu öffnen.
Freunde und Sammler einzulassen.
Wie schätzte ich mich glücklich.
Ab und zu eintreten zu dürfen.
Hanny liess mich frei suchen (und wühlen).
Fast.
Als wäre ich hier zuhause.

Es stimmte für sie.
Wenn wir uns ohne Worte.
Intuitiv.
Und mit Blicken verständigten.
Ohne Hektik.

Das waren die unvergesslichsten Momente.
Unserer Begegnungen.
An zweiter Stelle die gemeinsamen Essen.
In italienischen Ristoranti.
Weil Hanny Kohlenhydrate (pasta) liebte.
Über alles.
Und wir auch.

Ihr warmes Herz liess sich auch ablesen.
In den unzähligen handgeschriebenen Notizen.
Auf Postkarten.

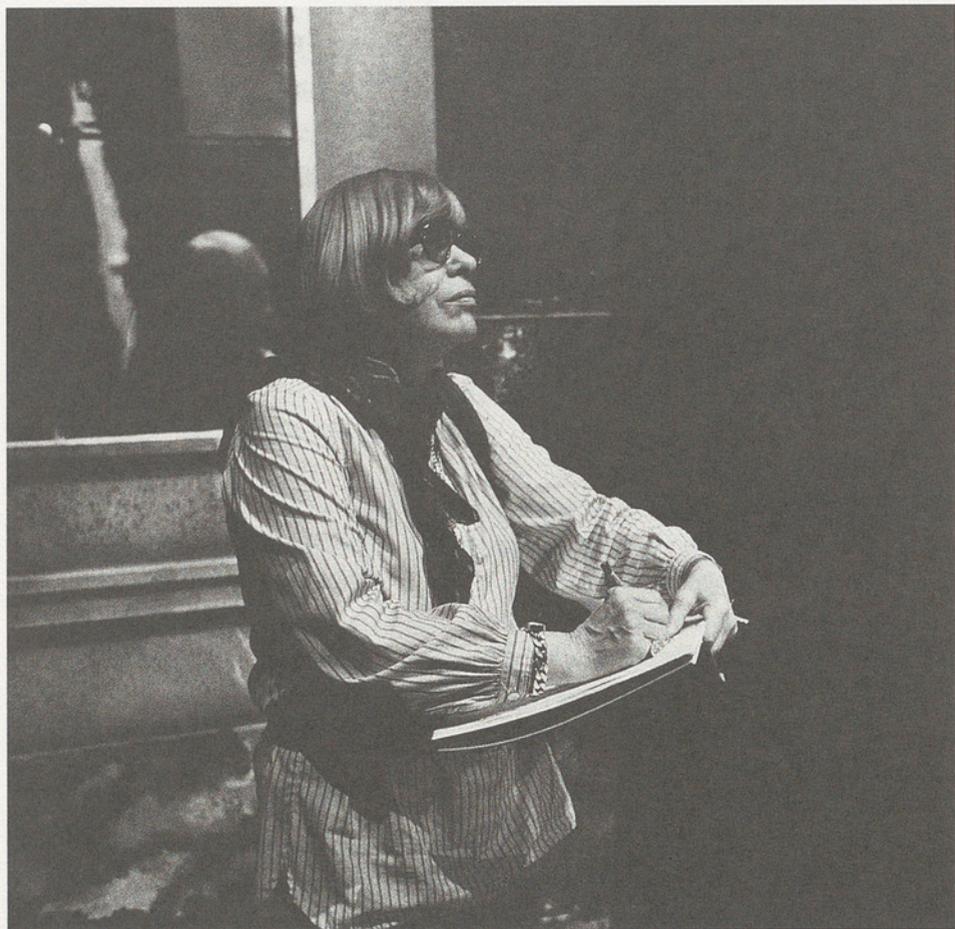
Und auf der von ihr so geliebten carta gialla (Marktpapier).
Meistens mit einer Farbstiftzeichnung versehen.
Bis kurz vor ihrem Heimgang schrieben wir einander.

Hanny wollte mit uns noch eine Idee verwirklichen.
Wir sollten ihre Farbstift-Skizzenbüchlein in Wert setzen.
An einer Ausstellung dem interessierten Publikum zugänglich machen.
In den Farbstift-Zeichnungen leuchtete ihre besondere Begabung.
Der Umgang mit Farben.
Hanny verband die Farben zu einer einzigartigen Klangharmonie.
Vor allem die Rot-, Lila-, Mauve-, Violett-, Blau- und Grüntöne!

Wir sind dankbar.
Für all die Geschenke von Hanny Fries.
Für ihre Liebe.
Für unsere Freundschaft.
Für die inspirierenden und bereichernden Begegnungen.
So erfrischend wie ein Frühlingwind.
Und für jedes Werk.
Das unsere Umgebung beseelt.
Und mit einer stillen Kraft erfüllt.
In diesen grossartigen Schöpfungen lebt Hanny weiter.
Sie bleibt unter uns.
Täglich.
Aus nächster Nähe.

Was hätte uns Beglückenderes widerfahren können.
Als mit Hanny Fries unterwegs sein zu dürfen?

Rudi Bindella ist
Unternehmer und
Kunstliebhaber
in Zürich



«Sie liebte das Theater und fasste seine Welt mit Begeisterung und Autorität in ihre Skizzen.

Max Frisch gesteht, jeweils nach ihrer Miene geforscht zu haben, um das Gelingen abzuschätzen.»

Hanny im Dunkeln skizzierend, um 1960

Die kleine Johanna Katharina hat Kultur mit der Muttermilch eingesogen. Nichts war ihr selbstverständlicher, als Künstlerin zu sein. Kultur sei die zweite Natur des Menschen, hat Paul Nizon formuliert und keinen Zweifel daran gelassen, dass sie originär städtisch und die Stadt unsere Condition humaine sei.

Hanny Fries war ein urbaner Mensch. Sie war von Haus aus in Stadt und Kultur zu Hause. Ihre Stadt war Zürich. Hier fühlte sie sich wie der Fisch im Wasser. Zwar hätte sie auch in Genf, Paris oder Rom leben können. Aber sie hatte sich für Zürich entschieden. Sie liebte es zu reisen und ist gern zurückgekehrt. Städte waren ihr vertraut, waren In-Land sozusagen. Die Fremde, das Aus-Land, begann am Stadtrand. In Tiefenbrunnen zum Beispiel. Ein Leben auf dem Land hätte sie sich nicht vorstellen können.

Hanny Fries hat sich als Flaneur bezeichnet, nicht ohne augenzwinkernd hinzuzufügen, der Flaneur arbeite dann am intensivsten, wenn er unbeschäftigt scheine. Für Baudelaire verschmolz der Flaneur mit dem Künstler. Denn nur er entwickelt jene Lust an der Welt, eine Leidenschaft zu sehen und zu fühlen, die in den Dingen, und seien sie noch so gering und flüchtig, das Unbedingte, Gültige und Existenzielle zu entdecken vermag. Der Künstler ist ein Poet, der auf dem Asphalt botanisiert.

Hanny Fries ist täglich ausgeschwärmt, hat die Stadt auf sich einwirken lassen und in den Netzen ihrer Wahrnehmung eingefangen, was zielstrebig Vorwärtseilenden nie in den Blick gerät; hat sich im Anhalten und Aufschauen geübt, ist verweilt – nur wer verweilt, kann über das nachdenken, was er sieht –; hat die Anziehungskraft eines kleinen Parks oder einer Fussgängerinsel ermessen oder dem Paar nachgesonnen, das

täglich wortlos und Hände haltend auf der Bank am Bellevue sass. Musste die Frau nach Habitus und Kleidung nicht aus besserem Hause sein und er ein Arbeiter? Deutete nicht alles auf eine Mesalliance hin, welcher die Bank am Bellevue über Wochen Zuflucht bot?

Hanny Fries hat die Flut der Eindrücke und Bilder, die auf den Gängen durch die Stadt auf sie einstürzten, in der Stille des Ateliers zu Papier und auf die Leinwand gebracht, hat sie verdichtet, übermalt, kondensiert, bis die alltäglichen Dinge und Orte, das gemeinhin Übersehene, im Bild eine unpathetische und unprätenziöse, aber umso ergreifendere Gegenwart gewannen: bis die Dinge «la saveur amère ou capiteuse du vin de la vie» annahmen (Baudelaire, «Le peintre de la vie moderne»).

Baudelaire hat das Verhältnis des Künstlers zur Grosstadt so umschrieben, dass sie ihm die Welt zu sehen, im Zentrum der Welt zu sein und doch der Welt verborgen zu bleiben erlaube. Er folgert: «L'observateur est un prince qui jouit partout de son incognito.»

Eine Prinzessin war Hanny Fries sehr wohl. Aber dass sie in Zürich incognito hätte unterwegs sein können, auch wenn sie noch so grosse Sonnenbrillen trug, muss in Abrede gestellt werden. Sie war schon sehr früh zu einer Repräsentantin des kulturellen Zürich geworden. Zwanzig Jahre lang hatte sie für die «NZZ» und die damalige «Weltwoche» im Schauspielhaus und in der Oper gezeichnet und sich jene schnelle Auffassung und sichere Hand, die Gabe, in wenigen Zügen nicht nur eine einzelne Szene, Schauspielerinnen und Schauspieler, sondern ein ganzes Stück zu vergegenwärtigen, erworben, aber auch die Grundlage zur öffentlichen Institution, zum Zürcher Monument Hanny Fries gelegt. Sie liebte das Theater und fasste seine Welt mit Begeisterung und Autorität in ihre Skizzen. Max Frisch gesteht, jeweils nach ihrer Miene geforscht zu haben, um das Gelingen abzuschätzen. Lindtberg las ihre Miene glei-

chermassen und beneidete Hanny um ihre Kunst, alles so viel lebendiger und prägnanter zu Papier zu bringen, als es auf der Bühne zu bewerkstelligen sei. Mit allen war sie freundschaftlich verbunden: mit den Autoren, den Regisseuren, den Schauspielerinnen und Schauspielern, den Verlegern und Redaktoren. Und natürlich auch mit ihrem Publikum.

Daneben reifte ihr eigenwilliges Werk und trug die Preise und Früchte, welche öffentliche Anerkennung in Zürich mit sich bringt: Sie wurde zur Grande Dame der Zürcher Kultur und ertrug es gelassen und unaufgeregt. Sie war charmant, geistreich, aufgeräumt; kleidete sich mit französischem Flair und existenzialistischem Touch; hatte eine dunkle, sichere Stimme; dichtes Haar, das sie über dem Schrägdach ihrer Brauen in die Stirn zog, und trug, um den Hals drapiert, das passende Foulard. Sie hatte Sartre und Simone de Beauvoir nicht nur gelesen, sondern auch gekannt, und hielt, so liebenswürdig und zuvorkommend sie war, mit Eigensinn an ihrer Freiheit fest. Bis zuletzt war sie ganz bei ihren Dingen und Projekten und wehrte sich gegen die Zumutung, ihre Selbständigkeit auch nur im Kleinsten aufzugeben und Hilfe oder gar Therapie in Anspruch zu nehmen.

Jetzt werden ihre Postkarten ausbleiben; wir werden sie nicht mehr antreffen, nicht in der Stadt, nicht im Kaffee oder Restaurant. Niemand wird mehr «Züri-Offleten» und «Pain de Gênes» ins Stadthaus tragen. Was bleibt, sind Erinnerungen und Bilder: ihre Bilder, die so oft den Stützpunkten des Nicht-Bleibens, Bänken, Strassen, Parks, gegolten haben und die fortan gedanklich die Erinnerungsbrücke schlagen werden zur «l'éternel present», wie Hanneli von ihren Kollegen an der École des Beaux-Arts genannt wurde. Sie hat sich im Gedächtnis ihrer Stadt und in der Freundschaft der Menschen, die sie gekannt und ohne Ausnahme geliebt haben, für immer eingeschrieben.

Josef Estermann ist
SP-Politiker,
Stadtpräsident von Zürich
1990–2002



«In biblischer Zeit wäre
so jemand eine Prophetin
genannt worden.»

Hanny Fries und
Beno Blumenstein an
einer Vernissage
im Kunsthaus Zürich,
1988

ULRICH KNELLWOLF, PREDIGT

Zu Lukasevangelium 22, 30:

«Jesus sagt: Ihr werdet an meinem Tisch essen
und trinken in meinem Reich.»

Lieber Beno Blumenstein,
liebe Verwandte, Freundinnen und Freunde
von Hanny Fries

Sie gehörte zur Öffentlichkeit unserer Stadt und prägte sie mit. Aber sie hatte – abgesehen von einigen Kunstkommissionen – kein offizielles Amt. In biblischer Zeit wäre so jemand eine Prophetin genannt worden. Drei Ämter nämlich wurden im alten Israel unterschieden: der König, der Priester und der Prophet. König und Priester waren offiziell und darum öffentlich. Der Prophet ist nicht offiziell. Und trotzdem – und auf eine sprengende Weise – öffentlich. Er ist es, weil er etwas zu sagen hat – und zwar durchaus auch im Sinn davon, dass es ihm aufgetragen ist. Er überzeugt, weil kein Abstand ist zwischen ihm selbst und dem, was er sagt. Biblisch gesprochen: weil das ihm Aufgetragene in ihm Mensch geworden ist.

Die Art solch nicht offizieller Öffentlichkeit zeigt sich in Hanny Fries' bevorzugten Motiven. Ein grosser Teil ihrer Zeichnungen sind ja aus dem Theater. In der Musik würde man dazu sagen, sie seien wortgebunden. Die Zeichnerin zeichnet das durch die Schauspieler leiblich gewordene Wort, ihnen in den Mund geschrieben von einem, der kein offizielles Amt hat, jedoch Öffentlichkeit kriert durch das, was er zu sagen hat.

Hauptmotive ihrer Zeichnungen und Malerei aber sind Bahnhöfe, Wartsäle, Baustellen, Märkte und Stilleben voll alltäglicher Dinge. Triviale Motive – wenn wir uns nicht abschrecken lassen vom moralisierenden Vorurteil, das das Wort meist begleitet. Das Vorurteil ist durchaus unberechtigt. «Trivial» kommt ja von «trivium», der Kreuzung dreier Wege. Wo drei Wege sich kreuzen, werden Waren und Nachrichten ausgetauscht; ein Markt entsteht und um den Markt herum eine Stadt. Triviale Dinge sind urbane Dinge. Handelsware auf dem Markt. Kolportage. Verächtlich ist die Trivialität nur denen, die nicht mehr selbst auf den Markt gehen, um Waren und Nachrichten zu verhandeln, weil ihre Väter damit genug Geld gemacht haben. Die sitzen dann in ihren Stuben und schauen in elitärer Verachtung auf den Markt hinab. Sie sind aber keine Propheten mehr; denn sie haben längst Ämter inne, sind offiziell und nur dadurch öffentlich. Auf dem Markt aber ist öffentlich, wer etwas zu sagen und zu bieten hat.

Noch einmal: Dafür braucht die biblische Tradition den Begriff des Propheten. Hanny Fries mit ihren bevorzugten Motiven – ich nenne sie eine Prophetin. Geschickt in diese Stadt wie weiland Jona nach Ninive, ihr etwas auszurichten. Die Mythologie nennt solche Wesen Engel. Ich bin sicher, dass Hanny Fries sich diesen Titel, sofern ein wenig ironisch gebrochen und kein körperloses Wesen meinent, hätte gefallen lassen.

Es sage niemand: Eine Prophetin, vollends ein Engel, müsse aber doch ein gläubiger Mensch sein, und ob Hanny Fries das gewesen sei? Nicht die Gläubigkeit des Herzens, das wir bekanntlich nicht durchschauen, entscheidet über die Prophetie, sondern allein die Aussage. Im Propheten, in der Prophetin wird das Wort Mensch. In Hanny Fries und ihrer Kunst hat ein Wort an uns Gestalt angenommen, kommend von dem Gott, der uns durch leibliches Wort anredet.

Eine Prophetin also, geschickt zu unserer Stadt. Was war's, das sie zu sagen hatte? Ich habe Jona genannt. Der wurde nach Ninive geschickt, um der Stadt den Untergang anzusagen. Viele Künstler, Autoren, Maler, Musiker, verstehen sich so. Im guten Fall sind sie Moralisten, im besten Tragiker. Im schlechten Fall sind sie Moraltanten, im schlechtesten Zyniker.

Hanny Fries war kein weiblicher Jona für Zürich. Jeremiaden lagen ihr fern. Sie war keine Tragikerin und auch keine Moralistin – eine Zynikerin schon gar nicht. In ihren Wartsälen ist der allerletzte Zug für keinen abgefahren. Draussen auf dem Perron hängt der Fahrplan und sagt, wann morgen früh der nächste Zug geht. Hier wartet niemand auf Godot. Und oft sind Hannys Wartsäle ja leer. Die, welche darin warteten, haben nicht vergeblich gewartet; sie sind in den Zug gestiegen, um heimzureisen.

Die Reise ist es, die die Wartsäle mit vielen andern Bildmotiven von Hanny Fries verbindet. Vielleicht mit allen. Bei uns daheim hängt die Quaibrücke, darüber fährt das blaue Tram. Daneben hängt ein schwarzer Tisch; allerlei liegt darauf. Es ist wie beim Wartsaal. Die Leute haben gegessen, sind aufgestanden und weitergegangen. Oder sie werden gleich kommen und sich an den Tisch setzen. Denn wir leben in einer bewegten und im Umbau begriffenen Welt und sind selbst unterwegs. Darum die Märkte. Darum die Baustellen. Die Bilder zeugen von der unfertigen, werdenden Welt.

Besonders charakteristisch die Zeichnungen, die Hanny Fries einem aus Italien oder von sonst woher schickte. Etwa die «Damen», wie sie daneben schrieb, «der Strasse von Castiglione nach Follonica. Wir winken uns schon zu.» Alle ihre Bilder sind Grüsse von unterwegs in einer Welt, die unterwegs ist.



«Die Welt als Fest.
Nicht als Orgie; als gepflegtes,
wenn auch ausgelassenes,
geschmackvolles, wenn auch
ein bisschen frivoles Fest.»

Hanny Fries mit Freundin
beim Durchblättern
eines ihrer Skizzenbücher,
um 1980

Unterwegs wohin? Nicht zu Dürrenmatts schlechtestmöglicher Wendung einer Geschichte, nicht zur Hölle, auch nicht zur gepflegten Hölle der Tragiker. Die Märkte sind ein Fest der Farben, Stimmen und Gerüche. Auf dem grossen schwarzen Tisch wird bald aufgetragen, was auf dem Markt gekauft worden ist – es duftet schon aus der Küche, und die Flasche mit dem Olivenöl steht bereit. Und im Tram, das über die Quaibrücke fährt, sitzen die Leute, die jetzt dann bald am Tisch sich niederlassen, um zu essen, zu trinken, sich zu freuen, zu feiern.

Die Welt als Fest. Nicht als Orgie; als gepflegtes, wenn auch ausgelassenes, geschmackvolles, wenn auch ein bisschen frivoles Fest. Das Leben als die fröhliche Feier, wie vor einem Jahr zu Hannys Neunzigstem eine im Ristorante In Gassen gewesen ist. Die Fotografien davon sind eben erst erschienen; sie erzählen eindrücklich von dem Ziel, auf das hin alle Gegenstände in Hannys Kunst ausgerichtet sind und das sein warmes Licht bereits über alle strahlen lässt. Die Bibel nennt es das Reich Gottes oder auch den Himmel, der aus der Erde werden soll. Advent also, weil der Schöpfer kein Pfuscher ist, der sich mit Halbfertigem zufrieden gibt. Der Erschaffer der Welt, uns geheimnisvoll noch und vielfach zweifelhaft, er wird sich erweisen als der konsequente Künstler, der nicht locker lässt, bis vollendet ist, was er angefangen hat. Und wir sind hier auf dem Werkplatz die Zeugen und Helfer seiner schöpferischen Arbeit, selbst oft tangiert von der Härte des Kampfs um die Vollkommenheit. Aber schon eingeladen an die Vernissage.

Und die, die wird grossartig sein und ewig währen.

Amen

Seiten 44 und 45:
Theater-Zeichnung
zu «Don Juan oder die
Liebe zur Geometrie»
von Max Frisch

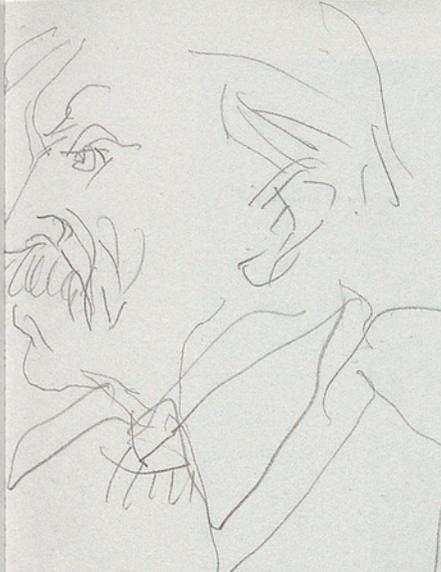
Zweitaufführung im
Schauspielhaus Zürich 1964,
mit Therese Giehse
als Kupplerin Celestina

die fische →

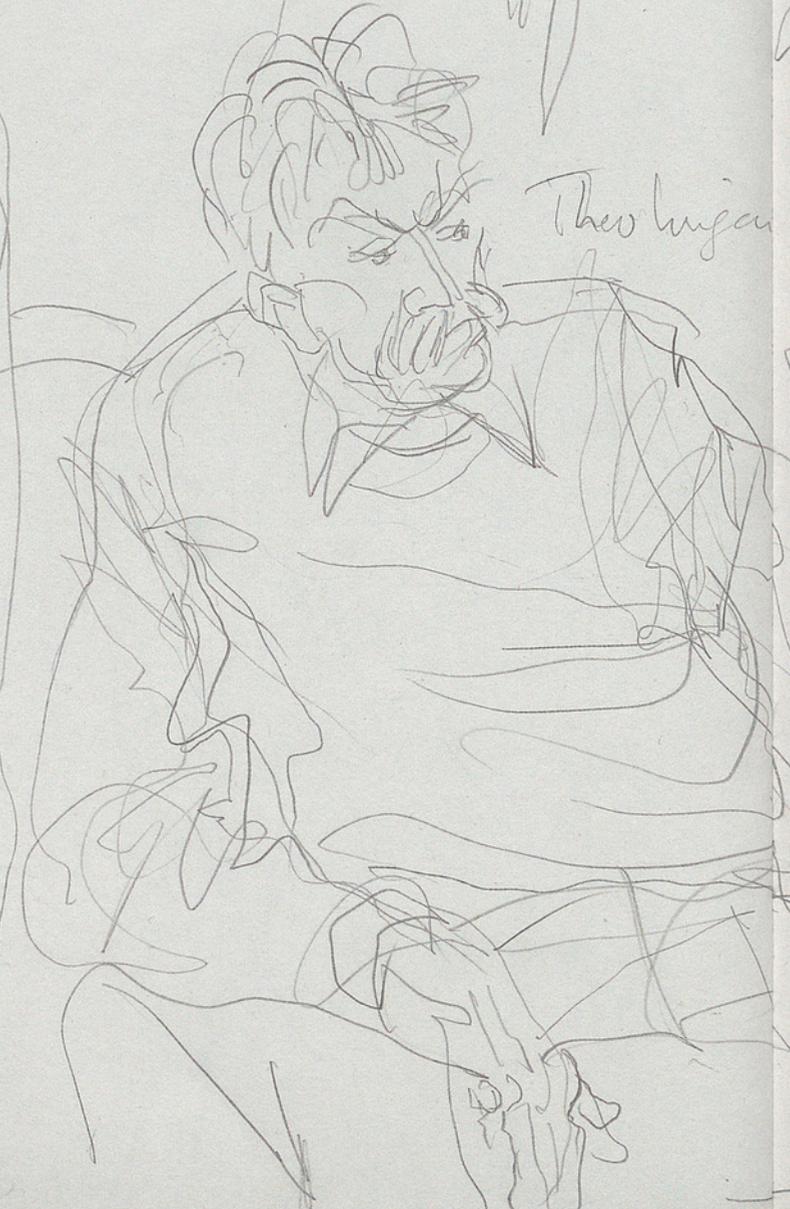




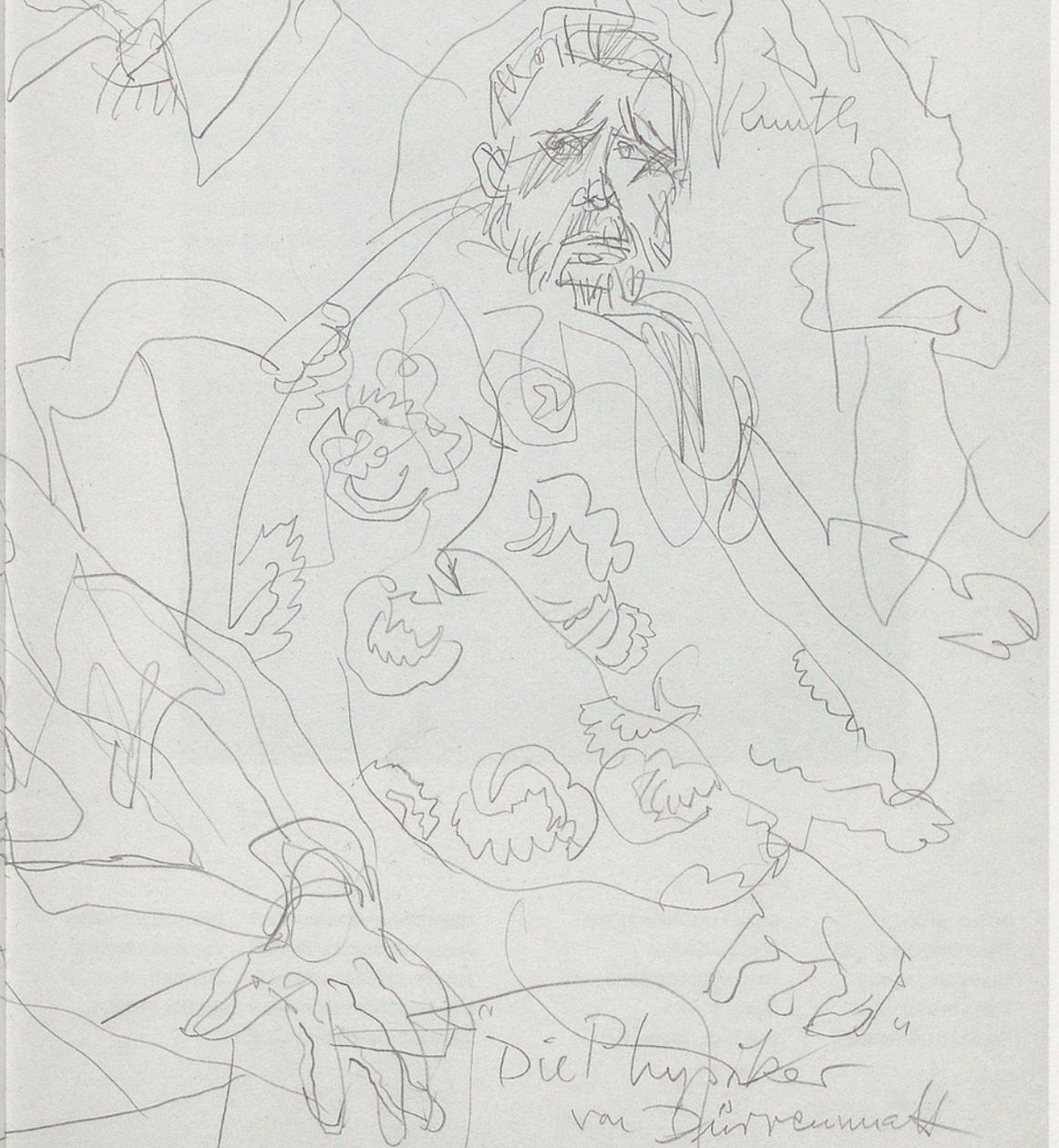
Bledh



→ Black



Theologian



Smith

Die Physiker
von Dirvenmatt



Seiten 46 und 47:
Theaterzeichnung zur
Uraufführung von
«Die Physiker» von
Friedrich Dürrenmatt.

Regie Kurt Horwitz, mit
Therese Giehse,
Hans Christian Blech,
Gustav Knuth
und Theo Lingen, 1962

Hanny Fries, 1970, im
Treppenhaus ihres Wohn-
hauses, vor einem Wand-
bild ihres Urgrossvaters,
des Baumeisters und

Dekorationsmalers
Francesco Righini,
mit Käthy, ihrer
Mutter, als Kind

Ein Leben lang zur Malerei unterwegs, verleitet Hanny Fries mehr die raumgreifende Potenz der Zeit als deren Lauf. Linearität ist eine unbrauchbare Strategie und ein Geradeaus bloss eine optische Täuschung. Die kürzeste Verbindung bedeutet stets Umwege, da alle Abenteuer synchron und simultan geschehen. Die Zeit breitet sich aus, staut sich und zerfliesst; die Malerin folgt ihr vorausschreitend und arbeitet gleichzeitig an mehreren Bildern, ohne sie zu vereinheitlichen. Diese recht verschwenderische Methode ohne Regeln, unüblich in Schweizer Ateliers, verweigert chronologische Kontrolle. Die Bilder reifen sehr lange, streben keine vollendete Vergangenheit an, geniessen aber sprungbereit ihr Passé présent. Das Werk, ganz dem Alltag und der Alltäglichkeit gewidmet, ufert aus, verebbt auch manchmal und bildet Oasen, Nester und Agglomerationen. (...)

Das Œuvre wächst simultan an und aus thematischen, nicht geografisch definierten Orten, die – eine Eigenart von Hanny Fries – selten strikt getrennt erscheinen, da sie Spuren des gleichen zivilisatorischen Stroms aufnehmen. Die Orte – Loci in philosophisch breitestem Sinne – ergänzen sich im Parallellauf, überlappen sich, verschwistern und amalgamieren. Der Reiz des Transitorischen macht das Werk besonders spannend.

Vorübergehend ist kein Synonym für unstet. Da Hanny Fries Leuten, Orten und Sachen eine unerschütterliche Treue bewahrt, überall ähnliche Motive und Momente auffängt und die gleichen Jagdreviere aufsucht, vermehren und verfeinern sich die Variationen, ziehen aber wie beim Anflug auf ein unbekanntes Ziel immer offenere Kreise. Jedes Bild beginnt als absichtsloses Tun. Die Malerin geht auf die Strasse um des Gehens und des Schauens willen und wird dann plötzlich, stürmisch oder

Auszug aus dem Buch von
Ludmila Vachtova
«Eigentum ohne Besitz,
Hanny Fries, Malerin»,
Seiten 5–7

sanft, von einem Seh-Ereignis überfallen und verführt. Es geschieht, *ça se passe*, wie eine immer neue Liebe zu einem immer gleichen alten Freund. Die bei jeder Gelegenheit mit Gusto betonte Absenz jedwelchen Systems wird durch eine Menge von Ritualen ersetzt, die alle mit Körpermotorik zu tun haben. Beinahe wissenschaftlich übt sie diese Gymnastik aus, wechselt Blickwinkel, Tempo und Distanzen und geht den georteten Situationen nach. Der Empfang der Bilder ereignet sich beim scheinbar ziellosen Spazieren, die Beschleunigung oder Verlangsamung der Schritte beeinflusst die Intensität des Empfindens. Bewegung schlägt in Emotion um, und die Beiläufigkeit erweist sich als die beste Tarnung für Betroffenheit. (...)

Den gleitenden Blick – eine geniale Erfindung, die auch vor eigenem Voyeurismus schützt – praktiziert H. F. in delikaten Abstufungen und findet für das in der Malerei nur selten benutzte «Glissando» prompt literarische, durchaus bildhafte Analogien, als ob ihr intuitives Verhalten doch ein philosophisches Gebäude aufzuweisen hätte. Ungewöhnlich konzentriert sucht sie Verbündete, entdeckt begeistert intelligente Unterstützung und sammelt Zitate unterschiedlicher Herkunft, die ihr Vorgehen zu rechtfertigen scheinen: «Poesie und Kultur erwachsen aus einer schnellen Schau der Dinge» – Honoré de Balzac. «Es gibt lange und kurze Bilder. Der Inhalt ist der Blick, den Du einer Sache gibst» – Willem de Kooning. «Was ich brauche, ist kein Anstarren, sondern ein Schleudern oder Schweifen des Auges» – Henry David Thoreau. «Der Blick ist eine Neigung» – Walter Benjamin. Der Erfinder der Aura-Theorie, selber ein inspirierter Fussgänger, liefert im «Passagenwerk» der urbanen Nomadin einen ganzen Verhaltenskodex, indem er über das Blinzeln des Raumes und «gefühltes Wissen» der Strasse sinniert. Nur hat das Ganze eine doppelböckige Pointe: Die Malerin arbeitet aus der Tageserfahrung. Das Gelesene inspiriert sie nicht, bestätigt aber *ex post* ihr Tun. Deshalb zitiert sie

so gerne die Definition aus dem Larousse: «Der Flaneur arbeitet dann am intensivsten, wenn er unbeschäftigt scheint.»

Dass die Müssiggängerin gerade auf der Pirsch in der Strassen-Pinakotheek ist, kann man nie feststellen. Sie lässt sich auf frischer Tat nicht ertappen, auch ihr längster Blick ist kurz genug, um überhaupt etwas zu merken. Vom Zeichnen im Theater trainiert, erledigt sie ihr Pensum im Bruchteil einer Sekunde – was auf dem Blatt Papier fehlt, bleibt sicher im Kopf gespeichert. (...)

Ihre optische Datenbank und ihr Archiv, in situ entstanden, in Zeichenblöcken, Heften, Heftchen und winzigen Blöckchen aufbewahrt, ist schier enorm und vernünftig gar nicht zu bearbeiten. Für jedes Bild liegen Abertausende von Eintragungen vor und sammeln sich zu einer schillernden Enzyklopädie der Ähnlichkeiten: Böden und Bänke mit und ohne Leute, Wartsäle von New York bis Budapest, Strassenecken irgendwo, Brioches, Bonbons und ein Wurstwagen. Die Jahre sind durcheinandergeworfen, die Ordnung beeindruckend, doch völlig fiktiv. Bei einer vertikalen oder horizontalen Sonde am beliebigen Ort des gestapelten Papierberges kommen Trouvaillen ans Tageslicht, Juwelen nebst Spreu, Goldstaub und Asche. Alles ist da und nichts vollständig. Trotz dieser Fülle wird ein zukünftiger Bearbeiter des Œuvre-Katalogs einige Rätsel lösen und Lücken schliessen müssen. Das ganze System wuchernder Spontaneität mit definitivem Anspruch scheint etwas von Hohls Nachnotizen über Notizen und Notate übernommen zu haben. Das Material, ein wahrer Orbis pictus, gezeichnet, gekritzelt, ab und zu mit farbigen Worten gewürzt, dient als ein riesiges Humus-Reservoir für das Werk, bereits die Tatsache seiner Existenz beruhigt. Es gibt genug gemalte und gedachte Bilder, es gibt genug Erinnerungen. Hanny Fries verwaltet diesen hermetischen Haushalt mit wissender Heiterkeit.

Ludmila Vachtova ist
Kunstkritikerin und Autorin,
Verfasserin von
«Eigentum ohne Besitz,
Hanny Fries, Malerin»

ist mir, glaube ich, klar geworden
dass im sofort einwirkendes gegenseitiges
Vertrauensgefühl Ausgangspunkt und
Basis für unsere lebenslangigen freundschafts-
Verhältnis war.

Für mich war das in der ich da hinein gewirft
gar nicht so neu, fremd oder unverständlich
Ich kam aus einem Milieu von Einzelgängern,
einer Künstlerfamilie. Mäntel, Marotten,
Eigenheiten und spezielle Gesetze war ich
gewöhnt, von ~~Kind~~ auf Kindheit an.

Dass man auf andere Rücksicht nehmen
war selbstverständlich. Ich habe also früh
kapituliert was ich in ganz gut brauchen konnte!

Die teils rigiden Tagesordnungen meines Groß-
vaters des Malers Pajthóni sind mir sehr
gefallen wie auch die Empfindsamkeiten
seiner Töchter, meiner schriftstellenden Mutter
(zu dieser "Katharina" hatte Hohl übrigens
eine sehr feine Beziehung, die sich in kleinen
schöpferischen Zinswendungen äusserte)
(das Aquarell im Buch!)

Mein Vater, der Peter Willy Fries, der war
ein fabelhaft ausgleichendes Mensch, ein
Zuflychtsort für alle Kummerbeladenen

Kein Kompromiss -
aber ein Kompromiss -
!

P.S. Die Strukturen: habe mir aus dem grossen Bild "Vater" "Katharina" aus
dem "Hilfsbuch", "Freunde", "Freundschaft".

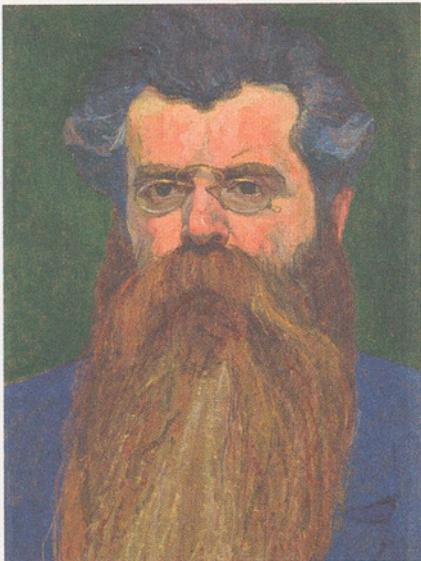
HANNY FRIES, AUSZUG AUS EINEM BRIEF

(...) in diesem Rahmen ist die Frage ja nicht deplaziert, wie Künstler ihr Leben «regulieren», z. B. ein Zusammenleben gestalten – und damit bin ich schon beim Thema (...) dem «Miteinander» nämlich von Ludwig Hohl und mir, der jungen Malerin, die eben die Mal-Jahre der Genfer École des Beaux-Arts abgeschlossen hat und in ihrer neuen Freiheit und bei ihren nächtlichen Ausflügen in die Genfer Cafés und Brasserien eben diesem Schriftsteller begegnete, der sie sehr bald zu seinen Lesungen einlud – davon zeugen die ersten kleinen schriftlichen Mitteilungen – Zettelchen, die im Lauf der Jahre zu Hunderten von Briefen geworden sind.

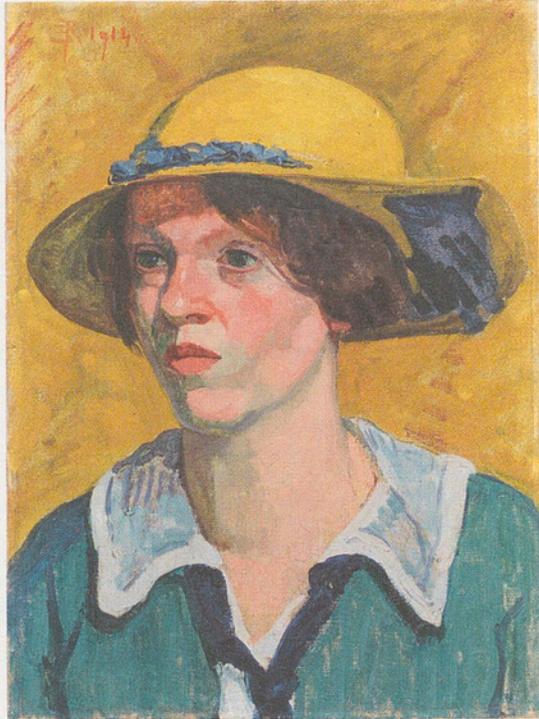
(...) Für mich war das, in das ich da hineingeriet, gar nicht so neu, fremd oder unverständlich. Ich kam aus einem Milieu von Einzelgängern, einer Künstlerfamilie. Manien, Marotten, Eigenheiten und spezielle Gesetze war ich gewöhnt, von Kindheit an. Dass man auf andere Rücksicht nahm, war selbstverständlich.

Ich habe also früh kapiert, was ich in Genf gut brauchen konnte! Die teils rigiden Tagesordnungen meines Grossvaters, des Malers Righini, sind mir sehr gegenwärtig, wie auch die Empfindsamkeiten seiner Tochter, meiner schriftstellernden Mutter. (...) Mein Vater, der Maler Willy Fries, der war ein fabelhaft ausgeglichener Mensch, ein Zufluchtsort für alle kummerbeladenen, mit Problemen kämpfenden Kollegen. Von ihm habe ich – vielleicht – einen Teil Vernunft oder was weiss ich «Nützliches» geerbt ... und so pendelte ich bis zur Kunstgewerbe-Schule zwischen den beiden familiären Ateliers hin und her mit der gebotenen Vorsicht oder Rücksicht (im Righini-Atelier die Bücher- und Bilderberge, bei Papa die für die Schüler aufgebauten Stillleben und Stühle für die Modelle ...).

Auszug aus einem Brief	aus seinem Buch
von Hanny Fries	«Die verlässlichste meiner
an Werner Morlang	Freuden».
anlässlich einer Lesung	2004 in Burgdorf

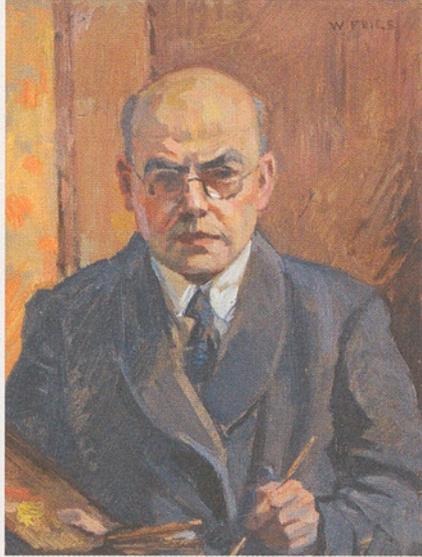


Sigismund Righini
(1870–1937),
Hannys Grossvater,
Selbstbildnis.
Öl auf Leinwand

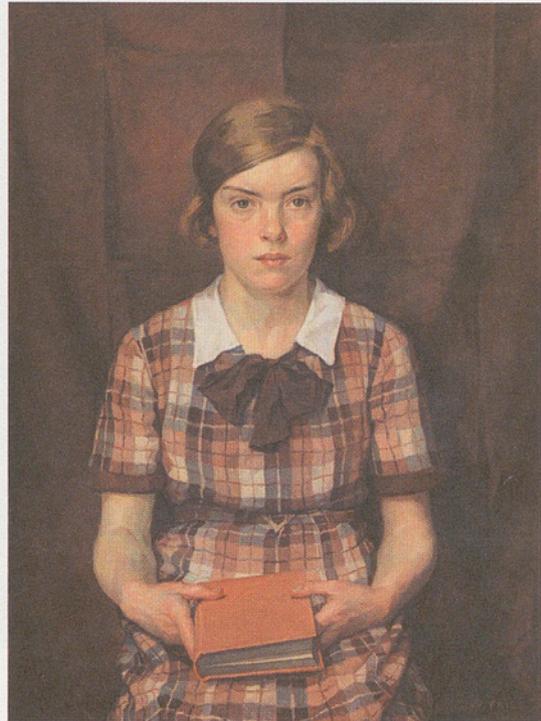


Sigismund Righini,
Bildnis seiner Tochter Käthy,
Schriftstellerin, später
Ehefrau von Willy Fries und
Mutter von Hanny Fries

Um 1915.
Öl auf Leinwand



Willy Fries
(1881–1964),
Vater von Hanny Fries,
Selbstporträt, um 1930.
Öl auf Karton



Die 17-jährige Hanny, um 1935.
Die Fotografie diente ihrem Vater
Willy Fries als Vorlage für
das Porträt seiner Tochter.
Öl auf Leinwand



Hanny Fries,
Selbstbildnis,
Genf 1945.
Öl auf Leinwand



Hanny Fries,
Tisch,
Genf 1945.
Öl auf Karton



Hanny Fries,
«La Voyante Rosita»,
Der Wahrsagerinnen-Wagen,
1976. Öl auf Leinwand



Hanny Fries,
Der Wartsaal des Französischen
Bahnhofs in Basel, um 1990.
Öl auf Leinwand



Hanny Fries
in der Pineta von Follonica,
1993



Hanny Fries,
Die roten Bänke in der Pineta,
1993.
Öl auf Leinwand



Hanny Fries,
Bar, Tische und Stühle,
1999.
Öl auf Leinwand



Hanny Fries,
Die Nacht, 1999.
Öl auf Leinwand

Ham

Fries

Zentralbibliothek Zürich



ZM03145382

Stiftung Hanny Fries und Beno Blumenstein

ISBN 978-3-033-02380-2